

MAURICE

Thomas
der
Dunkle

ROMAN

BLANCHOT

Thomas L'Obscur

B

SUHRKAMP

ACADÉMIE DE BERLIN

Suhrkamp



FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Thomas der Dunkle* von Maurice Blanchot ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Seit der Aufklärung setzten wir das »Obskure« mit dem Dunklen und Verdächtigen gleich: Was mit den Mitteln der Vernunft nicht zu begreifen ist, soll beseitigt werden. Der Held in *Thomas der Dunkle* (1941) wendet sich gegen eine leichtfertige Ablehnung des Obskuren und bekennt: »Aber wer mich betrachtet hat, hat gefühlt, daß der Tod sich auch zur Existenz gesellen und den entscheidenden Satz prägen kann: Der Tod existiert.«

Blanchots Schreiben umkreist Begriffe wie Stille, Abwesenheit und Vergessen, mit denen er unsere Erwartungshaltung immer wieder aufs Neue auf die Probe stellt. Unverrückbar steht hinter allem die Gewissheit, dass der Tod als nie zu erfassende existenzielle Not unser Leben bestimmt. Blanchots Werke, stilistisch erinnernd an Franz Kafka und den Marquis de Sade, entmachten die herkömmlichen Kategorien des Erzählens, sie proklamieren ein neues Verständnis von Raum, Zeit und Stimme und reißen Grenzen ein zwischen theoretischem und Prosawerk.

Thomas der Dunkle zeigt alle Facetten von Blanchots Erzählkunst: Erinnerungen und innere Monologe beherrschen das Geschehen in surrealen Welten. Mit seinen Schriften nahm er maßgeblich Einfluss auf Poststrukturalismus, Diskurstheorie und den Nouveau Roman. Die Werke von Theoretikern wie Michel Foucault, Jacques Derrida, Jean-Luc Nancy, aber auch diejenigen zahlreicher Dichter und bildender Künstler sind ohne ihn nicht zu denken.

MAURICE BLANCHOT wurde am 22. September 1907 im französischen Quain geboren. Er studierte Philosophie in Straßburg und begann 1931 journalistisch zu arbeiten. Zunächst noch Unterstützer der rechtsgerichteten Presse, schloss er sich im Krieg der Résistance an. Ab 1941 erschienen erste Bücher. In den fünfziger Jahren etablierte er sich als einer der wichtigsten Kritiker und Intellektuellen Frankreichs, unter anderem schrieb er für die *Nouvelle Revue Française*. Am 20. Februar 2003 starb Maurice Blanchot in Paris.

MAURICE
BLANCHOT

Thomas
der Dunkle

ROMAN

Aus dem Französischen
von Jürg Laederach

SUHRKAMP

Thomas der Dunkle

Thomas setzte sich und sah das Meer an. Während einiger Zeit blieb er reglos, als wäre er hergekommen, um die Bewegungen der anderen Schwimmer zu verfolgen, und obgleich ihn der leichte Nebel daran hinderte, sehr weit zu sehen, blieb er hartnäckig da stehen und hielt die Augen auf die nur mit Mühe schwimmenden Körper gerichtet. Und dann, als ihn eine stärkere Welle berührt hatte, rutschte er seinerseits die Sand-schräge hinab und glitt mitten in die Strudel, die ihn sogleich unter Wasser drückten. Das Meer war ruhig, und Thomas schwamm gewohnheitshalber lange und ohne müde zu werden. Heute aber hatte er eine neue Strecke gewählt. Der leichte Nebel verbarg das Ufer. Eine Wolke war auf das Meer herabgesunken, und dessen Oberfläche verschwand in einem Lichtschein, der das einzig Wirkliche zu sein schien. Strudel wirbelten ihn umher, ohne ihm allerdings das Gefühl zu geben, er befinde sich mitten in den Wellen und wälze sich in Elementen, die ihm vertraut sein mochten. Die Gewißheit, daß kein Wasser vorhanden war, zwang sogar seiner Anstrengung zu schwimmen den Charakter einer leichtfertigen Übung auf; sie konnte ihn nur entmutigen. Er hätte sich vielleicht nur zu beherrschen brauchen, um solche Gedanken zu verjagen, weil aber sein Blick sich an nichts festmachen konnte, schien es ihm, als schaue er suchend ins Leere, um dort Hilfe zu finden. Da fing das vom Wind aufgepeitschte Meer zu

toben an. Der Sturm trübte es, zerstreute es in unerreichbare Weiten, Windstöße erschütterten die Luft, und gleichzeitig herrschten Schweigen und Ruhe, die die Vermutung nahelegten, alles sei schon zerstört. Thomas versuchte sich aus der abgestandenen Flut, die ihn umspülte, zu befreien. Empfindlichst fühlbare Kälte lähmte ihm die Arme. Das Wasser drehte sich in Wirbeln. War es denn Wasser? Bald wirbelte der Schaum wie weißliche Flocken vor seinen Augen, bald wurde sein Körper von der Abwesenheit des Wassers ergriffen und heftig mitgerissen. Er atmete langsamer, einige Augenblicke lang behielt er die Flüssigkeit, die die Windstöße ihm an den Kopf warfen, im Mund: schale Süßigkeit, eigentümliches Getränk für einen Mann, der seinen Geschmackssinn verloren hatte. Und dann vermittelten ihm, aus Müdigkeit oder unbekanntem Anlaß, seine Glieder dieselbe Empfindung von Fremdheit wie das Wasser, in dem sie sich wälzten. Die Empfindung schien ihm zunächst fast angenehm. Beim Schwimmen ging er einer Art Träumerei nach, in der er mit dem Meer verschmolz. Die trunkene Freude, aus sich selber auszusteigen, in die Leere zu gleiten, beim Denken im Wasser aufzugehen, ließ ihn jedes Unbehagen vergessen. Und sogar als das gedachte Meer, das er immer inniger wurde, zum echten Meer geworden war, in dem er wie ertrunken lag, bewegte ihn das weniger als notwendig: bestimmt war es irgendwie unerträglich, mit einem Körper aufs Geratewohl zu schwimmen, der ihm nur dazu diente, zu

denken, er schwimme, aber er empfand auch Erleichterung, als hätte er endlich den Schlüssel zur Lage entdeckt und als beschränke sich für ihn alles darauf, seine endlose Reise mit einem abwesenden Organismus durch das abwesende Meer fortzusetzen. Die Illusion war nicht von Dauer. Er mußte sich wie ein Schiff von einer Seite auf die andere wälzen, im Wasser, das ihm einen Körper zum Schwimmen gab. Welcher Ausweg stand offen? Kämpfen, um nicht von der Welle, die sein Arm war, mitgerissen zu werden? Überflutet werden? Sich bitter in sich selbst ertränken? Sicher wäre jetzt der Augenblick zum Aufhören gewesen, aber noch blieb ihm eine Hoffnung, noch schwamm er, als habe er mitten in seinem wiederhergestellten eigenen Inneren eine neue Möglichkeit entdeckt. Er schwamm, ein Ungeheuer ohne Schwimmwerkzeuge. Unter dem gigantischen Mikroskop wurde er eine unbestimmte, zielgerichtete Masse von Haarfäden und Schwingungen. Die Versuchung nahm einen ganz ungewöhnlichen Charakter an, als er sich von den Wassertropfen weg in einen unbestimmten und doch unendlich genau lokalisierten Bezirk gleiten zu lassen suchte, in etwas wie einen heiligen Ort, der in sich so stimmig war, daß es ihm genügte, dazuliegen, um zu sein; es war gleichsam ein gedachter Hohlraum, in den er vorstieß, weil, noch bevor er da war, sein Abdruck bereits vorhanden war. So unternahm er eine letzte Anstrengung, um ganz da hineinzukommen. Es war leicht, er stieß auf kein Hindernis, als er sich wieder-

fand und in sich selbst aufging, indem er sich in dem Ort einrichtete, wo sonst niemand eindringen konnte.

Schließlich mußte er zurück. Ohne Mühe schwamm er zurück und bekam an einem Ort, den einige Schwimmer zum Tauchen benützten, Boden unter die Füße. Die Müdigkeit war verschwunden. In den Ohren verblieb ihm ein Eindruck von Summen und in den Augen von Brennen, als sei nach einem zu langen Aufenthalt im Salzwasser nichts anderes zu erwarten. Das fiel ihm auf, als er sich der grenzenlosen Ebene zuwandte, auf der sich die Sonne spiegelte, und als er herauszufinden suchte, in welcher Richtung er sich entfernt hatte. Es lag ihm tatsächlicher Nebel in der Sicht, und er konnte alles und nichts in dieser trüben, von seinen Augen fieberhaft durchdrungenen Leere unterscheiden. Weil er so starnte, entdeckte er einen Mann, der sehr weit weg, halb unter dem Horizont verloren, schwamm. Auf solche Entfernung entging ihm der Schwimmer immer wieder. Er sah ihn, sah ihn nicht mehr und hatte doch das Gefühl, er mache alle seine Zustände mit: nicht nur, daß er ihn immer sehr gut im Blick hatte, sondern auch, daß er ihm äußerst nahe gekommen war, wie es durch keine andere Berührung hatte geschehen können. Er schaute lange hin und wartete lange. In dieser Betrachtung lag etwas Schmerzliches, das sich ausnahm wie das Zeichen einer zu großen Freiheit, einer Freiheit, die aus dem Ab-

brechen aller Verbindungen gewonnen war. Sein Gesicht verdüsterte sich und nahm einen ungewöhnlichen Ausdruck an.

II

Dennoch beschloß er dem Meer den Rücken zu kehren und ging in ein Wäldchen, wo er sich nach einigen Schritten niederlegte. Der Tag ging zur Neige; schon schien fast kein Licht mehr, aber noch waren gewisse Einzelheiten der Landschaft mit ziemlicher Deutlichkeit zu erkennen, insbesondere der sich am Horizont erhebende und sorglos und frei glänzende Hügel. Was Thomas beunruhigte, war, daß er mit dem Wunsch im Gras lag, lange so zu bleiben, obschon ihm diese Stellung nicht erlaubt war. Als die Nacht hereinbrach, versuchte er wieder aufzustehen und setzte, mit beiden Händen auf den Boden gestützt, ein Knie auf die Erde, während sein anderes Bein in der Luft hing; dann machte er eine heftige Bewegung und konnte sich schließlich ganz gerade aufrecht halten. Da stand er denn. Tatsächlich lag in seiner Art zu stehen eine Unbestimmtheit, die, was er tat, weiterhin anzweifelte. So schien er, obschon er die Augen geschlossen hielt, unermüdlich weiter in die Finsternis zu schauen, eher stärker. Ebenso schienen ihn, wenn er zu gehen anfing, nicht seine Beine voranzutreiben, sondern sein Wunsch nicht zu gehen. Er stieg in so etwas wie einen

Keller hinab, den er zuerst für ziemlich groß gehalten hatte, der ihm aber bald äußerst eng schien: vorn, hinten, über ihm, überall wo er mit den Händen hinfuhr, stieß er erbarmungslos gegen Wände so fest wie Mauerwerk; allseitig war ihm der Weg versperrt, überall undurchdringliche Wand, und diese Wand war nicht das größte Hindernis, er mußte auch den eigenen Willen in Rechnung stellen, der unbeugsam entschlossen war, ihn in todesähnlicher Passivität da übernachten zu lassen. Wahnsinn also; als er in dieser Ungewißheit das unterirdische Gewölbe auf der Suche nach Rändern abtastete, legte er seinen Körper dicht an die Trennwand und wartete. Was ihn beherrschte, war das Gefühl, durch seine Weigerung vorwärts zu gehen vorangetrieben zu werden. Deshalb war er nicht überrascht – so deutlich zeigte ihm seine Angst das Kom-mende –, als er sich etwas später einige Schritte weiterbefördert sah. Einige Schritte, kaum zu glauben. Sicher war sein Weiterkommen eher scheinbar als wirklich, denn weil der neue Ort sich vom alten nicht unterschied, traf er auf dieselben Schwierigkeiten, und es war sozusagen derselbe Ort, von dem er sich in Schrecken vor der Entfernung entfernte. In diesem Augenblick beging Thomas die Unklugheit, einen Blick um sich zu werfen. Die Finsternis war dunkler und schmerzhafter, als er eigentlich annehmen mußte. Das Dunkel überflutete alles, und es gab keine Hoffnung, durch seine Schatten hindurchzukommen, aber man stieß zu ihrem wahren Wesen mittels einer Bezie-

hung vor, deren hergestellte Nähe verwirrend war. Seine erste Erkenntnis war, daß er sich seines Körpers, insbesondere seiner Augen noch bedienen konnte; nicht daß er etwas sah, aber was er anschaute, das setzte ihn mit der Zeit zu einer nachtähnlichen Masse in Beziehung, an der er undeutlich wahrnahm, daß er selbst sie war und daß er in ihr schwamm. Natürlich formulierte er diese Bemerkung nur als Vermutung, als eine ihm bequeme Ansicht, die er nur bei einer Auseinandersetzung mit neuen Gegebenheiten würde zu Hilfe nehmen müssen. Da er kein Mittel hatte, die Zeit zu messen, wartete er wahrscheinlich Stunden, bevor er diese Art zu sehen akzeptierte, für ihn aber war es, als hätte die Furcht sogleich obsiegt, und mit einem Gefühl der Scham hob er den Kopf und hegte den Gedanken, den er schon lange hätschelte: außerhalb seiner befand sich etwas, das seinem eigenen Denken glich und das von seinem Blick oder seiner Hand berührt werden konnte. Widerwärtige Träumerei. Bald schien ihm die Nacht dunkler, schrecklicher als jede andere Nacht, so, als wäre sie wirklich der Wunde eines Denkens entsprungen, das sich nicht mehr dachte, eines Denkens, das ironischerweise zum Gegenstand von etwas anderem als dem Denken geworden war. Es war die reine Nacht. Bilder, woraus sich die Finsternis der Nacht formierte, überschwemmt ihn. Er sah nichts und war davon mitnichten niedergeschlagen, sondern er machte aus diesem Fehlen von Sicht den Höhepunkt seines Sehens. Sein Auge, da es

zum Sehen nicht mehr taugte, nahm eine außerordentliche Ausdehnung an, entwickelte sich über die Maßen, und indem es sich am Horizont ausbreitete, ließ es die Nacht in sein Zentrum eindringen, um aus ihr das Licht zu empfangen. Wegen dieser Leere vermischten sich der Blick und der Gegenstand des Blickes. Dieses Auge, das nicht sah, nahm nicht nur etwas wahr, sondern es nahm die Ursache seines Sehens wahr. Er nahm als Objekt das wahr, was schuld daran war, daß er nicht sah. Sein eigener Blick drang in Gestalt eines Bildes in ihn, im Augenblick, wo dieser Blick als der Tod jedes Bildes galt. Daraus ergaben sich für Thomas neue Beschäftigungen. Seine Einsamkeit schien ihm nicht mehr so umfassend, und er hatte sogar das Gefühl, etwas Wirkliches sei auf ihn gestoßen und wolle sich in ihn stehlen. Vielleicht hätte er dieses Gefühl anders deuten können, er aber mußte sich immer das Schlimmste vorhalten. Seine Entschuldigung war, der Eindruck sei so deutlich und schmerzhaft, daß es beinahe unmöglich sei, ihm nicht nachzugeben. Selbst wenn er dessen Wahrhaftigkeit bezweifelt hätte, hätte er nur mit größter Mühe den Glauben an etwas Äußerstes und Gewalttätiges zurückweisen können, denn offenbar hatte sich ein fremder Körper in seiner Pupille eingenistet und bemühte sich, weiter vorzustoßen. Es war ungewöhnlich, sehr schmerzhaft, um so schmerzhafter, als es sich nicht um einen kleinen Gegenstand handelte, sondern um ganze Bäume, um das ganze rauschende und noch mit Leben erfüllte

Wäldchen. Er empfand das als Schwäche, die ihm jede Glaubwürdigkeit nahm. Er beachtete die Vorgänge nicht einmal mehr in ihren Einzelheiten. Vielleicht hatte sich durch ebendiese Öffnung ein Mann eingeschlichen, er hätte es weder verneinen noch bejahen können. Es schien ihm, als eroberten Wellen diese Art von Abgrund, die er war. Das alles kümmerte ihn nur mäßig. Er hatte nur Aufmerksamkeit für seine Hände übrig, die mit dem Erkennen der jetzt mit ihm vereinten Wesen beschäftigt waren, deren Natur sie teilweise erkannten, einen Hund, durch sein Ohr vertreten, einen Vogel, der den Baum vertrat, worauf er sang. Dank diesen Wesen, deren Tätigkeit sich jeder Deutung entzog, wurden Gebäude, ganze Städte errichtet, wirkliche Städte, bestehend aus Leere und aus Tausenden von aufeinandergehäuften Steinen, Wesen, die sich in ihrem Blut wälzten und manchmal Schlagadern zerrissen, die die Rolle dessen spielten, was Thomas früher einmal Ideen und Leidenschaften genannt hatte. So bemächtigte sich seiner die Angst, und sie unterschied sich in nichts von seiner Leiche. Die Lust war diese selbe Leiche, die die Augen aufschlug und die, als sie erkannte, daß sie tot war, schwerfällig in den Mund hochstieg wie ein lebendig geschlucktes Tier. Die Gefühle besetzten ihn, fraßen ihn dann. Jede Partikel seines Fleisches drückten tausend Hände, die nichts anderes waren als seine eigene Hand. Eine tödliche Angst klopfte gegen sein Herz. Er wußte, daß sein mit der Nacht eins gewordener Gedanke seinen Kör-

per rundherum bewachte. Er wußte mit grauenvoller Gewißheit, daß auch der Gedanke einen Weg suchte, in ihn einzudringen. An seine Lippen, in seinen Mund sich drängend, strebte dieser nach einer ungeheuerlichen Paarung. Unter den Lidern schuf er einen notwendigen Blick. Und gleichzeitig zerstörte er wie rasend das Gesicht, das er umarmte. Wundersame Städte, geschleifte Stadtkerne verschwanden. Die Steine wurden hinausgeworfen. Man pflanzte die Bäume um. Man trug die Hände und die Leichen weg. Nur Thomas' Körper blieb übrig, jedes Sinnes beraubt. Und das Denken war in ihn zurückgekehrt, tauschte mit der Leere Berührungen aus.

III

Er kam zu der Abendessenszeit in das Hotel zurück. Zweifellos hätte er am großen Tisch seinen üblichen Platz einnehmen können, aber er verzichtete darauf und hielt sich abseits. In diesem Augenblick etwas zu essen war nicht unwichtig. Einerseits war es verlockend, weil er sich damit noch frei hielt für eine Rückkehr in die Vergangenheit; andererseits aber war es schlecht, denn er drohte seine Freiheit auf einer zu schmalen Basis zurückzugewinnen. Also nahm er lieber eine weniger offenkundige Haltung ein und machte einige Schritte vorwärts, um zu sehen, wie die anderen seine neue Art zu sein aufnahmen. Zunächst

hörte er hin; es herrschte ein konfuser, grober Lärm, der sich bald gewaltsam erhob, bald wieder leiser und unhörbar wurde. Ganz bestimmt, da war kein Irrtum möglich, handelte es sich um den Lärm von Gesprächen, und überdies erkannte er, wenn die Sprache leiser wurde, sehr einfache Worte, die man zu wählen schien, damit er sie leichter verstehe. Da die Worte ihn aber nicht zufriedengestellt hatten, wollte er die Leute ihm gegenüber ansprechen und bahnte sich einen Weg zum Tisch: als er einmal da stand, blieb er wortlos und schaute die Leute an, die ihm alle von gewisser Wichtigkeit zu sein schienen. Man bedeutete ihm, er solle sich setzen. Er übersah die Einladung. Man sprach ihn lauter an, und eine schon ältere Frau wandte sich ihm zu und fragte ihn, ob er am Nachmittag schwimmen gegangen sei. Thomas bejahte. Ein Schweigen trat ein; war ein Gespräch denn möglich? Dennoch schien, was er gesagt hatte, nicht sehr befriedigend zu sein, denn die Frau schaute ihn mit vorwurfsvoller Miene an und erhob sich langsam wie jemand, der eine Aufgabe nicht hat zu Ende führen können und das irgendwie bedauert, was sie im übrigen nicht daran hinderte, mit ihrem Weggang den Eindruck zu erwecken, sie gebe ihre Rolle sehr gern auf. Ohne zu überlegen, setzte sich Thomas an den freien Platz, und nachdem er auf einem Stuhl saß, der ihm erstaunlich niedrig, aber bequem vorkam, dachte er nur noch daran, sich das Essen servieren zu lassen, das er soeben noch zurückgewiesen hatte. War es nicht zu spät? Darüber hätte er die An-

wesenden gern befragt. Natürlich zeigten sie sich seinem Blick gegenüber nicht offen feindselig, er konnte sogar mit ihrem Wohlwollen rechnen, ohne welches er keine Sekunde länger im Raum hätte bleiben können; doch ihre Haltung enthielt auch etwas Ungutes, das nicht zu Vertrauen, nicht einmal zu einer Beziehung irgendwelcher Art einlud. Beim Anblick seiner Tischnachbarin war Thomas überrascht: sie war eine große, blonde, junge Frau, deren Schönheit sich offenbarte, während er sie betrachtete. Sie schien, als er sich neben sie gesetzt hatte, sehr lebhaftes Vergnügen verspürt zu haben, jetzt aber saß sie mit einer gewissen Steifheit da, im kindischen Willen, beiseite zu bleiben, wirkte noch fremder, als er sich näherte, um von ihr ein Zeichen der Ermutigung zu bekommen. Er fixierte sie aber weiterhin, denn ihre ganze von wundervollem Licht erhellte Gestalt zog ihn an. Als er hörte, wie jemand sie (mit sehr spitzer Stimme) »Anne« nannte, und als er sah, wie sie sogleich in der Bereitschaft zu antworten den Kopf hob, beschloß er zu handeln und schlug mit aller Kraft auf den Tisch. Zweifellos ein taktischer Irrtum, eine wenig glückliche Geste: das Ergebnis ließ nicht auf sich warten. Jedermann zog sich, wie aufgebracht durch eine Übertretung, die man nur ignorieren konnte, in eine Reserve zurück, wogegen sich nichts mehr ausrichten ließ. Von da an gingen Stunden ohne das Aufflackern der kleinsten Hoffnung vorüber, und die deutlichsten Beweise von Unterwürfigkeit waren ebenso zum Scheitern verurteilt

wie sämtliche Versuche sich aufzulehnen. Die Partie schien verloren. Da begann Thomas, um alle vor den Kopf zu stoßen, allen ins Gesicht zu schauen, auch jenen, die sich wegwandten, sogar jenen, die ihn in dem Augenblick, wo ihre Blicke sich mit seinen kreuzten, weniger anstarrten denn je. Niemand wäre in der Verfassung gewesen, diesen leeren, fordernden Blick lange zu ertragen, der weiß nicht was verlangte und unbeherrscht umherschweifte, seine Nachbarin aber nahm es besonders schlecht auf: sie erhob sich, ordnete sich das Haar, wischte sich das Gesicht und bereitete still ihren Abgang vor. Wie müde ihre Bewegungen waren! Soeben noch hatten das Licht, in das ihre Gestalt getaucht war, der Widerschein, der ihr Kleid beschien, ihre Anwesenheit so tröstlich gestaltet, und jetzt entschwand dieser Glanz. Übrig blieb nur ein Wesen, dessen Zerbrechlichkeit inmitten verwelkter Schönheit aufschien und das sogar jede Tatsächlichkeit verlor, als hätte nicht das Licht die Umrisse ihres Körpers gezeichnet, sondern ein diffuses, offenbar von den Knochen ausgesandtes Phosphoreszieren. Von ihr durfte man sich keine Ermutigung mehr erwarten. Indem man sich ungehörigerweise in ihre Betrachtung versenkte, stieß man nur in ein Gefühl der Einsamkeit vor, in dem man, so weit man auch vorzustößen gewillt war, sich verirren und immer weiter verirren würde. Dennoch wollte Thomas sich nicht von bloßen Eindrücken überzeugen lassen. Er drehte sich sogar absichtlich nach der jungen Frau um, obschon er sie